



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Geschichte der technischen Künste**

**Ilg, Albert**

**Stuttgart, 1886**

V. Die Zeit der Völkerwanderung bis zum Jahre 1000.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75444](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75444)

Funde solcher Beschaffenheit leiten unsere Betrachtung allmählig aus der Periode der glanzvollen antiken Kunstthätigkeit in jene Zeiten hinüber, in welchen für das Goldschmiedehandwerk durch die Vermischung seines immer mehr geschwächten Vermögens mit nordisch-barbarischen Einwirkungen, sowie mit dem Hinzutritt christlicher Ideen eine neue Richtung angebahnt werden sollte. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, viele der interessantesten Erscheinungen anders als bloss aufzählend zu erwähnen, — so gedenken wir am Schlusse des Abschnittes noch kurz des sog. Schildes des Scipio, welcher 1656 in der Rhone gefunden wurde,<sup>1</sup> sowie jenes silbernen des Theodosius, 1847 in Spanien entdeckt,<sup>2</sup> und wenden uns im Folgenden der Uebergangszeit zur Goldschmiedekunst des Mittelalters zu, der Epoche der Völkerwanderung mit ihrem so wunderbar aus Altem und Neuem, aus Resten erbleichender Schönheit und Elementen überhandnehmender Barbarei zusammengesetzten Charakter.

## V.

### Die Zeit der Völkerwanderung bis zum Jahre 1000.

Auch das Germanische Alterthum zeigt sich in seinen ältesten Mythen tief durchdrungen von der grossen Bedeutung, welche die Edelmetalle für die Entwicklung des Culturlebens besitzen. Hier stehen rauhe Völkerstämme vor uns, die zwar unthätig für deren Gewinnung aus dem Boden und kaum der Verarbeitung kundig, in Krieg und Handelsverkehr den lockenden Schimmer gleichwohl schätzen gelernt haben und, wennauch, wie die römischen Schriftsteller erzählen, anfangs ziemlich von Habsucht frei, ihr Gemüth doch allmählig dem Zauber des geheimnissvollen unterirdischen Gefchenkes so sehr beugen, dass an seine Erlangung und Bewahrung selbst das tragische Geschick seiner Götter und Helden geknüpft werden konnte. Gold ist daher die alleinwürdige Umgebung ihrer Himmlischen, ihr Haus in Gladfheim strahlt davon aussen wie innen, worin sie »eine so grosse Menge des Erzes, das Gold genannt wird, verarbeiteten, dass sie alles Hausgeräthe von Gold hatten.« Als König Gylfi<sup>3</sup> zur Burg der Asen gelangte, sah er das Dach mit goldenen Schilden gleich Schindeln bedeckt. Jene früheste Zeit hiess das Goldalter, welches bis zum Erscheinen der Riefenweiber dauerte. Auch die Halle Glitnir hat Gebälke von Gold und silberne Bedachung,<sup>4</sup> desgleichen der schönste der Götterfäle Gimil.

<sup>1</sup> Millin, I. c. I. 69.

<sup>2</sup> Eigentlich ein Discus, mit den Bildern der Kaiser Theodosius, Honorius und Arcadius, um 390 v. Chr. Im Besitz der Akademie zu Madrid.

<sup>3</sup> Gylfaginning 14 in der Edda.

<sup>4</sup> Dasselbst Grímnismál 15.

Die Kunst des Schmiedes, vorzüglich insofern die Bearbeitung des Goldes darunter verstanden ist, gilt in jenen alten Kunden hoch. Wir werden zwar sehen, dass sie noch lange nicht als eine des freien Mannes würdige Beschäftigung erachtet wird, ja dass ihre Vertreter sogar sich eine gewisse moralische Geringschätzung gefallen lassen müssen, aber nichtsdestoweniger fehlt es nie an bewundernder Anerkennung der dabei bewiesenen Geschicklichkeit. Dem uralten Grundzug der germanischen Sage getreu haftet am Golde ein verhängnisvoller Fluch, es ist eine Gabe der lichtscheuen Mächte aus der Tiefe, wie der Niflungenmythus diesen Gedanken am grossartigsten zum Ausdrucke bringt; daher sind die unterirdischen Zwerge die vielerfahrenen Meister in feiner Bearbeitung. Noch das Gedicht vom Wartburgkrieg spricht von dem in Bergen hausenden Zwergenvolke, »von golde wirkent si diu spaehen (schönen) werc.«

Eine lange Reihe poetisch-symbolischer Bezeichnungen ist dem Golde im Kenningar verliehen, worunter der Name: »Fulla's Haarband« für die kunstgeschichtliche Seite der Sache Bedeutung hat. Befagte Göttin erhält auch von Nanna einen Ring deselben Metalles, und der gewaltige Schmied Wölundr (Wieland) hängt siebenhundert fertige Ringe aus »funkelndem Gold« am Baft der Linde auf. Roth ist das übliche Beiwort des Goldes, rothe Spangen trägt man mit Gestein besetzt, der Halschmuck Freya's, Brisingamen, der Helm des Göttervaters Odhin sind hiehergehörige Werke, welche aus den beiden Edden leicht vermehrt angeführt werden könnten, freilich Schöpfungen dichterischer Phantasie, doch sicherlich nicht ohne allen Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Näher an reale und historische Dinge streift bereits die Mittheilung der Scaldar,<sup>1</sup> dass Gudrun aus den Schädeln ihrer Söhne »mit Gold und Silber Trinkgeschirre machen liess«, denn ähnlich barbarischen Gebrauch kennen wir von mehreren Völkern. Schabracken werden »goldfilbern« genannt, Schwerter haben goldene Hilzen, goldne Bogen und Brünnen schmücken des Saales Wand und aus Goldhörnern poculiren die Edeln.<sup>2</sup> Das Gedicht Atlakwida erwähnt auch bereits Schatzkammern, wie denn überhaupt die Bedeutung des Mannes neben der Tapferkeit auch in diesen Tagen schon nach seiner Freigebigkeit geschätzt wird, womit er »vertheilte Güter, Alle begabend mit Schmuck und Geschmeide, . . . spendete Ringe &c.«<sup>3</sup> Gudrun trägt silberne Halsketten von Ringen,<sup>4</sup> die Hausfrau im Rigsmål aber, wo man von silbernen Schüsseln speist, hat auf der Brust ein Geschmeide, auch dient das Gold zum Schmucke der Knechte, welche mit kostbaren Ketten sammt der Leiche des Herren verbrannt werden.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> 39 f.

<sup>2</sup> Atlakwida 4, 7, 10.

<sup>3</sup> Rigsmål 35.

<sup>4</sup> Atlamål 44.

<sup>5</sup> Sigurdarkwida III. 64.

Der Träger des künstlerischen Princips bei den Germanen ist der bereits erwähnte Schmied Wieland, welche Gestalt sich mehrfach mit der des hellenischen Hephaistos berührt. Gleich diesem hinkend übertrifft er alle Künstler an Geschicklichkeit im Fertigen gefeiter Waffen, aber auch Schmuckfachen aller Art weiss er zu bereiten und zwar, der Edda zufolge, durchaus solche, wie das rauhe Zeitalter der Bronzeperiode sie in der That kennen mochte: Halsketten aus Zähnen, aus Hirnschalen Erschlagener aber silbergefasste Pokale. Letzteren Zug wiederholt auch die Langobardische Stamm Sage, in welcher König Alboin aus des getödteten Kunimund's Schädel trinkt. Der Schriftsteller, welcher uns den Umstand überliefert,<sup>1</sup> bemerkt, dass ein solches Gefäss in der Volkssprache *scala* (Schale) genannt werde, was im Latein durch *patera* ausgedrückt sei. Und zur Bestätigung des Sachverhalts fügt er bei, dass er den sonderbaren Becher an festlichem Tage selber in Händen Königs Ratchis gesehen habe.

Münzen, welche, wie wir später sehen werden, durch den Handel nach dem Norden gebracht wurden, liebte man schon damals, wie heute noch bei den barbarischen Nationen, als Hals schmuck zu tragen. »Meine Diener, mit Münzen geschmückt,« heisst es z. B. Sigurdarkwida XLV.

Es müsste uns unfehlbar auf weitabliegende Gebiete der Untersuchung führen, wollten wir es an diesem Orte unternehmen, der Erklärung aller zur Geschichte der Goldfchmiedekunft bei den heidnischen Nordländern gehörigen Erscheinungen ethnographisch und archaeologisch nachzugehen. Dem heutigen Stande der Forschung zufolge würden wir dabei ohne Zweifel auch in eine Streitfrage gedrängt, deren Entscheidung zwischen Historikern und Mythologen noch immer aussteht, und in welcher es sich namentlich darum handelt, zu bestimmen, ob unter den Schwarzelfen, den unterirdischen Künstlern, ein vor Einwanderung siegreicher Ostvölker anfälliges, dann aber unfreies und in die Berghöhlen zurückgedrängtes Geschlecht zu verstehen sei, wie z. B. S. Nilsson<sup>2</sup> behauptet, oder ob diese Zwerge bloss ein mythologischer Begriff seien, welchen dann Alles, was eine höhere Cultur sowie der Verkehr mit Fremden dem Volke von Goldarbeit zu wissen machte, aus hier gleichgiltigen Gründen beigemessen wurde. Ohne, wie gefagt, daran rühren zu wollen, möge für unsere Zwecke in erspriesslicherer Weise zunächst erörtert werden, wie weit unsere Kunden von heimischer Thätigkeit im Fache sowie vom Import südlichwohnender Nationen bei Germanen, Kelten und Slaven aus jener Zeit reichen.

Gewöhnlich wird angenommen, dass die überall allmählig auftretende Verdrängung der Steinobjecte durch solche aus Bronze auf den Anstoss zurückzuführen sei, den ein culturlich höher stehendes, eingewandertes Volk

<sup>1</sup> Paulus Diaconus, de gestis Langob. I, cap. 27. 28.

<sup>2</sup> Das Steinalter oder die Ureinwohner des Skandin. Nordens. Deutsch von J. Meisner. Hamburg, 1868, pag. 147 f.

gegeben.<sup>1</sup> Die Gegenstände letzterer Gattung, fog. Palstabe, Kelte, Beile, Aexte und andere Friedensgeräthe, dann aber auch Waffen wie Schwerter, Schilde und endlich das Schmuckgeräth zeichnen sich durch einfache aus dem Bedürfniss hervorgegangene Formen und nicht minder einfache Ornamente, bestehend aus geometrischen Urbildungen, als Volute, Kreis, Zickzack, aus. Als einziges plastisches Motiv findet sich der Buckel angewendet. Ebendiese Formen begegnen aber auch an den Goldarbeiten wie bei Bronzeobjecten. An Schwertern kommt die, übrigens seltene Decoration vor, dass die Griffe mit Goldplatten belegt und mit Golddraht umwunden sind, auch vergoldete Kinnstücke an Helmen waren üblich. Von Schmuckstücken kennen wir aus der altdänischen Zeit Haarnadeln von einer halben Elle Länge, welche mit Gold inkrustirt waren, der Hauptsache nach aber von Bronze gefertigt sind. Ausschliesslich findet dieses kostbare Metall sich an Ringen und Armbändern gebraucht, häufig mit Spiralen in filigranartiger Technik schlicht decorirt. Aber auch einige Schalen von Gold sind aus dänischen Funden bekannt, wie jene von Boeslunde bei Slagelse von 7 Zoll Durchmesser und 4 Zoll Höhe, welche aus Einem Stück massivem Gold gehämmert sind. Worfaae und andere Forscher sind der Meinung, dass damals England das Land gewesen sei, von dem aus die Rohmetalle in die übrigen Gebiete des Nordens durch Taufchhandel verandt wurden, während für die Ausführung an verschiedenen Orten unzweifelhafte Beweise vorliegen. Das Kopenhagener Museum besitzt einen ansehnlichen Schatz der prächtigsten Metallgegenstände aus dieser Epoche. Materiell unter das Werthvollste waren wohl die noch zu erwähnenden goldenen Hörner zu rechnen, welche leider durch Diebstahl abhanden gekommen sind.<sup>2</sup> Ausserdem umfasst die genannte Sammlung aber mehr als 400 Goldobjecte, worunter acht Schalen aus getriebenem Metall. Auch das Antiquitäten-Archiv in Stockholm enthält reiche Sammlungen, meist Gothländische Silberarbeiten; das Bedeutendste lieferte hier der Fund im Flusse Montala. Gedrehte Torques und Fibeln entdeckte man 1834 zu Hoen in Norwegen (jetzt im Besitz der Universität von Christiania), im Gesammtgewicht von beiläufig 880 Ducaten, wobei auch zahlreiche Münzen aus der Zeit der Byzantinischen Kaiser, der Abbassiden und Karolinger.

Eiserne Schwerter der späteren Zeit, also von circa 960 v. Chr. an, wurden oft an den Griffen mit Goldketten umwickelt, auch mit Gold plattirt; auch kommen ganz silberne Hilzen vor. Ausserordentlich reich stellt sich in dieser Zeit des Ueberganges vom Heidenthum zur Christianisirung das Schmuckwesen dar, dessen Erzeugnisse sich durch das eigenthümliche textile Ornament von Knoten, Verschlingungen und Riemenwerk charakterisiren lassen, welches bekanntlich dann einerseits auf die Kunst der Miniatur-

<sup>1</sup> J. Worfaae, Dänemarks Vorzeit. Deutsch von N. Bertelsen. Kopenhagen 1844, pag. 21.

<sup>2</sup> S. E. Müller, Antiquar. Untersuch. der unweit Tondern gef. Hörner. Kopenh. 1806.

malerei und andererseits auch auf die spätere Architektur des romanischen Stiles in ornamentaler Beziehung bestimmend eingewirkt hat. Fibeln und Brochen, Schnallen, besonders auf Island häufig, meistens aus reinem Golde gegossen, spielten hier eine Hauptrolle, doch daneben auch Legirungen mit Silber, wogegen reines Silber feltener zum Vorschein kommt. Zu Starup bei Hadersleben fand sich ein schmales Stirndiadem von Gold mit Runeninschrift, auch gehören hierher Halsringe und Münzen oder Bracteaten nach Vorbildern südlicher Länder, meist orientalischer und byzantinischer Muster. Glasflüsse bilden in der Regel die farbige Decoration derartigen Geschmeides, besonders an Bougen (Armringen) und Fingerringen. Silberne Ringe wurden häufig an Stellen von Münzen zum Zahlen gebraucht. Unter den Trinkgefäßen, welche die in Rede stehende Periode illustriren, ragen an Fundwerth vor Allem die goldenen Hörner hervor, von denen schon 1639 bei Gallehuus im Stifte Ripen in Dänemark eines im Gewichte von über sechs Pfunden Goldes gefunden wurde. Ebendasselbst entdeckte man 98 Jahre später ein zweites mit Runenbuchstaben, im fragmentarischen Zustande noch über sieben Pfund schwer, welche beide leider später umgeschmolzen worden sind. Im Jahre 1817 fand man bei Slotsjergby drei kostbare Goldringe von 76 Loth, desgleichen ein andermal einen Gürtel aus Gold und Silber mit einem cordonnirten Stabe und dreieckiger Vorderseite. Zu Broholm auf Fünen lieferte ein Fund vergrabene Geschmeide im Gesamtgewicht von acht Pfunden (bei 1300 Ducaten), so dass wir des Adam von Bremen Aeusserung begreifen mögen, damals sei des Goldes ein Ueberfluss in Seeland gewesen. Die Stellen bei Polybius (II. 106), Caesar (bell. gall. I. 30), Diodor Sic. (V. 211), Strabo (IV. 193), Plinius (XXXVIII. 1), auf welche wir hier nur kurz hinweisen, geben Zeugniß von der Quantität, in der Gold nach dem Norden gelangte, und wie hoch man es dort zu schätzen wusste.

Bei so bewandten Umständen konnte es an grösseren Aufgaben der Plastik im Edelmetall in heidnischer Zeit gleichfalls nicht fehlen. Die Solotoja Baba (goldene Frau) der alten Russen war ein vergoldetes Bild, der ebenfalls slavische Todesgott Flins war mit einer Schale aus Gold in der Hand gebildet, bei den Germanen gab es silberne Bilder des Freyr, welche man auf Wagen führte,<sup>1</sup> eine Bildsäule der Thorgerth trug einen Goldring am Arme, im Tempel zu Möre in Norwegen sass Thor auf einem zierlichen Wagen mit Gold und Silber reich geschmückt, seine heiligen Böcke hatten silberne Ketten um die Hörner gewunden. Auch goldene Odhinsbilder hatte man.<sup>2</sup> Im Jahre 612 stiessen die Heiligen Columban und Gallus am Bodensee auf ehernen und vergoldete Götzenbilder, ja selbst auf den schon erwähnten Boesländer Gefäßen will man Odhinsbilder gesehen haben.

<sup>1</sup> Grimm, deutsche Mythologie, 104.

<sup>2</sup> Saxo 13.

Die obenerwähnten Bracteaten, meist nur auf einer Seite geprägt, sind in der Regel als Amulette mit Ohren und in Verbindung mit Perlen und Halsketten anzutreffen. Diese münzenartigen Schmuckfachen geben der Forchung die wichtigsten Aufschlüsse über die Verbindungen zwischen den Nationen des Nordens und Südens zu jener Zeit. Im heidnischen Alterthum, da das Gold der Barren oder Schmuckfachen das gewöhnliche Zahlungsmittel war, kannte man eigentliche Münzen noch nicht, die z. B. in Dänemark erst um das Jahr 1000 König Svend Treskiäg prägen liess. Indess kam mit dem Handelsverkehr aus Süden eine grosse Menge Münzen in Umlauf, vor allem römische, doch nicht ältere als aus der Zeit zwischen 50 und 200 v. Chr. Ein grosser Fund römischer Münzen wurde im Torf bei Slagelse in Dänemark gemacht. Auf Oeland und Gothland, in Posen und Polen stiess man auf römische, wahrscheinlich aus den damaligen Pannonischen Provinzen hingelangte Münzen, später, nach 400 circa, strömte aus Constantinopel das Gold des Südens in Masse herbei. Die letzte Reihe bilden die meist silbernen und mit kufischer Schrift gezierten morgenländischen Münzen, wovon man auf der Insel Bornholm ganze Scheffel voll gefunden haben soll. Letztere brachten die nach den russischen Märkten ziehenden Kaufleute in's Land.

In diesen späteren Zeiten traten auch bereits die gedachten charakteristischen Verzierungen mit Band- und Schnörkelmotiven auf, in der Regel auch mit Drachen- und Schlangengefalten gepaart, wie solche auch die Holzbaukunst der Skandinavischen Gebiete bis heute aufzuweisen hat. Ein Silberbecher,  $1\frac{3}{4}$ " hoch, der sich im Grabe der dänischen Königin Thyra Danebod zu Tellinge vorfand, ist ein Exempel des Vorkommens derartiger Decorationsweisen in der Goldschmiedekunst jenes Zeitalters. Von Vergoldung liefern die vielen kupfernen und bronzenen Objecte den Beweis, welche mit Goldblech inkrustirt sind; endlich gehören dem Eisenzeitalter jene seltsamen Ringe von der Form eines G an, welche, für die Finger zu gross, für den Arm zu klein, nach Anschauung Mehrerer geweihte Ringe gewesen sein sollen, auf welche man vor den Göttern die Eide ablegte; solche Ringe werden von einigen Forschern bereits im Schatz von Petroffa angenommen.

In Deutschland lieferten zahlreiche Gräberfunde meist für die Erkundung des germanischen Schmuckwesens jener Tage höchst interessante Ausbeute. Indess, auch nur das Wichtigste anzuführen, würde einem Auszug der gesammten Geschichte der Funde gleichkommen, wesshalb hier nur einzelne, hervorstechende Daten Platz finden können. Besonders reich erwiesen sich die Gräber von Freilaubersheim in Rheinheffen, woselbst silberne Spangennadeln mit vergoldeten Knöpfen, silbervergoldete Gewandnadeln mit Almandinen, filigrangeschmückte Anhenker, Bracteaten, Schnallen mit Zickzackornamenten und Halsketten vorkamen. Das römisch-germanische Museum in Mainz enthält die kostbarsten Stücke dieser Gattung. In der

Rheinprovinz ragen die Funde von Waldalgesheim hervor, an denen häufig eine Verquickung antiker und barbarischer Formen zu erkennen ist, so an Armringen, mit Masken geziert, deren Augbrauen aber ganz in der Art der irischen Miniaturen als Schnörkel gezeichnet sind.

Die Nordlande exportirten zuweilen ihr Rohgold, um es verarbeitet wieder zu empfangen, wenn ihre Bewohner nicht auf so tiefer Stufe gleich manchen Stämmen in Gallien standen, welche die rohen Fundstücke in's Ohr henkten. Nach Plinius trugen die Gallier mit Korallen besetzte Schilde. Auf der Ausstellung zu Paris 1867 war derartiges, theils heimisch, theils fremd, durchaus aber von primitivster Gestaltung, zu sehen. Irland steht so ziemlich auf derselben Stufe, beweist aber in einzelnen Proben auch feinere Techniken.<sup>1</sup> Unter die vorzüglichsten keltischen Leistungen gehört der mit einem Goldband geschmückte Helm von Amfreville mit Dreiecksmotiven und Mäanderornamenten in Schmelzwerk. Der zu Hallstadt seit dem Jahre 1846 gemachte grosse Fund von Bronzegegenständen eines wahrscheinlich keltischen und von jenseits der Alpen beeinflussten Volksstammes ist an Goldfachen nicht übermässig reich, besitzt aber einzelne lehrreiche Beispiele.<sup>2</sup> An den Skeletten fanden sich hier Haarzierden aus doppelt-zufammengebogenem Golddraht in drei bis vier Windungen, desgleichen auf der Brust weiblicher Todten. Ganz kleine Spiralen solcher Beschaffenheit dienten als Fingerringe. Sehr dünne Befatzstücke von Goldblech, zum Theil mit Zinn unterlegt und in dem beliebten Dreieckmotiv decorirt, scheinen gleichfalls zum Brustschmuck gedient zu haben. Sehr schöne Fibeln aus Goldblech mit Perlen geziert, ein Kinderarmband, gepresste Streifen, Schwert- und Dolchgriffe, Lamellen, Gürtel mit Kreisen und Ringen, sowie reifenförmige Ohrgehänge bilden hier die wichtigsten Vorkommnisse. Das Gold dieser Objecte soll aus den Bergwerken im Rauristhal stammen (Salzburg), wo die Römer nach Strabo und Polybius Minen hatten und heute noch die Volksfage von Römerstollen zu berichten weiss. Diese merkwürdigen Fundstücke werden im Verein mit den dazugehörigen Bronzeobjecten zu Wien im kais. ethnographisch-naturhistorischen Museum aufbewahrt.

Beutegold mochte nebst den durch Tauschhandel nach Norden gekommenen Schmuckfachen die Einwohner unserer Gegenden besonders mit dem Geschmacke der Römer bekannt zu machen geeignet sein. In den Kriegen des Drusus gegen die Germanen hofften von den drei verbündeten Stämmen derselben die Cherusker die Pferde, die Sueben Gold und Silber, die Sigambrer die Gefangenen als Beute zu bekommen.<sup>3</sup> Befreundeten

<sup>1</sup> W. R. Wylde, Catalogue of the antiquities of Gold in the Museum of the Royal Irish Academy. Dublin 1867.

<sup>2</sup> Sacken, Das Grabfeld von Hallstadt in Oberösterreich, Wien 1868, p. 81 u. ö. dagegen Lindenschmit a. a. O.

<sup>3</sup> Florus II. 30.



Barbarenfürsten aber ertheilten die Römer auch häufig kostbare Geschenke, wie zwei Könige in Gallien, welche Brüder waren, einmal Silbergefäße im Gewichte von 25 Pfunden erhielten.<sup>1</sup> Später noch gelangten antike Goldschmiedewerke auf die mannigfachste Weise in Barbarenhände. Als z. B. Constantius zu Attila gesandt wurde, welcher die Stadt Sirmium belagerte, gab ihm der dortige Bischof Goldgefäße mit, um sich nöthigenfalls damit aus Gefangenschaft zu lösen. Auch Heirathen zwischen Römern und Fremden, wie die Vermählung der Placidia mit dem König der Westgothen Athanerich, geben dazu Anlass. An Galla Placidia scheint sich auch eine Blüthe der Goldschmiedekunst am Hofe zu Ravenna zu knüpfen, sie begabte die Johannis-kirche dafelbst, 425, mit Gefäßen und Columben aus Gold, und noch über hundert Jahre erscheinen die dortigen Bischöfe wie Victor, Ecclesius als Spender von silbernen Ciborien u. A. Der Avarenfürst Bajan verlangte von den Gesandten Roms Betten von Gold, zeigte sich bei ihrem Empfange aber selbst schon von goldenem Geräthe umgeben.<sup>2</sup> Ein Beweis für die Ansammlung colossaler und zwar zweifellos römischer Schätze an den Höfen der Nordischen Könige bieten spätere Plünderungsgeschichten, wie jene des gothischen Königshauses zu Narbonne, wofelbst die Franken nach Priscus (de legatione) unermesslichen Goldvorrath erbeuteten, freilich darunter auch schon Werke von christlichem Typus.

Paulus Diaconus, überhaupt eine reiche Quelle in culturgeschichtlicher Hinsicht, meldet von einem mit Gold und Silber gezierten Trinkgefäß, einem Geschenke König Kuninkerts an den Grammatiker Felix, und spricht von den prächtigen Ziergegenständen der Gotteshäuser, welche die Königin Theodolinde in Monza und Gundiperga in Pavia anfertigen liessen.<sup>3</sup> An den Höfen jener Völkerfürsten, deren Stämme längere Zeit sieghaft auf den Culturresten der römischen Besitzungen, sei es in Italien oder in den Provinzen, Fuss fassen konnten, also bei Langobarden, Franken, Ost- und Westgothen, brachten die Machtverhältnisse alsbald auch die Nothwendigkeit, Kostbarkeiten fertigen zu lassen, mit sich und liessen Goldschmiede Beschäftigung finden. Stilistisch genommen zeigen solche Leistungen den eigenthümlichsten Mischtypus antiker Reminiscenzen, barbarischer und später auch byzantinischer Einflüsse. Wie verschiedenartige Impulse damals auf die Kunst eindrangten, zeigt z. B. der Fall, den wir aus einem Schreiben Pabst Gregor's I. v. J. 604 kennen. Er sandte nämlich der gen. Langobardenfürstin eine Kreuzpartikel, ein auf Persisch gefasstes Evangeliar und kostbare Ringe. Der Domschatz zu Monza bewahrt noch ausgezeichnete Proben langobardischer Goldschmiedekunst, welche als Geschenke Theodolindens und ihrer Nach-

<sup>1</sup> Livius XLIII, 5.

<sup>2</sup> Gibbon VIII, p. 346. Dass derlei grosse Gold-Geräthe bei den Römern nichts Seltenes waren, zeigt Herodianus (vita Heliogabal. XXI. 28).

<sup>3</sup> l. c. VI. 8. — VI. 21. — IV. 49.

folger dort am Altare des Stammesheiligen, S. Johannes, niedergelegt wurden, leider veränderte daran viel eine im 15. Jahrh. durch den Goldschmied Braccioforte vorgenommene Restauration. Eine Krone, nicht Diadem, sondern an Ketten schwebende Hängekrone, wie jene Zeit sie besonders häufig als Weihgeschenk in Kirchen zu stiften liebte, rührt von genannter Herrscherin her. Sie ist ein breites Stirnband mit ungeschliffenen Steinen und grossen Perlen (jetzt grösstentheils Perlmutter) besetzt, daran hängt unten in der Axe, wie gewöhnlich bei derartigen Prachtfücken, ein Kreuz mit einem seltenen Luxsaphir, jedoch nicht das ursprüngliche, welches durch Diebstahl abhanden kam, sondern das von einer ähnlichen Corona des Königs Agilulf, nach Einigen indess von derselben Hand gefertigt. Die einstige Theodolinde'sche Krone hatte 158 Perlen und 65 Smaragde, vorne die Bilder der Apostel und die majestas domini.<sup>1</sup> Bei jenem Diebstahl im vorigen Jahrhundert verschwand auch der Trinkbecher der Königin, welcher aus einem Saphir gearbeitet gewesen sein soll. Vorhanden ist aber zu Monza noch, wenngleich des pergamentenen Inhaltes beraubt, der Einband oder die Theka des Evangeliars derselben, aus Goldblech gearbeitet, mit der Weihinschrift der Besitzerin versehen und grosse Kreuze auf beiden Aussenseiten zeigend, welche plastisch hervortreten und mit Steinen besetzt sind. Zwischen den Armen befinden sich grosse antike Cameen, ausserdem zieren diese Deckel Leisten mit Granaten, geometrisch zu einem Mosaikmuster innerhalb Goldstegen geordnet, sowie sonst gewöhnlich bei solchen nicht-byzantinischen Werken Glasstücke die Stelle von Email vertreten (Verroterie).<sup>2</sup> Etwas späterer Zeit gehören zwei dafelbst befindliche Schöpfungen aus dem Besitz Königs Berengar I. (2. Hälfte des 9. Jahrh.'s) an, die berühmte eiserne Krone mit der Reliquie des Nagels vom Kreuze Christi, aus Gold getrieben mit in Cabochons gesetzten Steinen und blauem Email, welches indess griechische Arbeit annehmen lassen dürfte; ferner das sog. Brustkreuz dieses Fürsten, mit filigranirten Cordons, Perlen und einem grossen Saphir in der Mitte. Ganz unten schwebt ein als Intaglio gearbeiteter Amethyst, welches Arrangement das Object wohl ebenfalls zu dem Kreuze einer Hängekrone stempelt.<sup>3</sup> Nebst solchen Schöpfungen der Kleinkunst adoptirte die Langobardische Goldschmiedekunst vor Allem aber auch den monumentalen Inkrustations-Stil, welcher damals aus Byzanz im Abendlande Eingang fand und als Ueberkleidungsprincip von Figuren, Reliefs, Altären mit dünnen Massen des edlen Metalls den Namen Blechstil nicht mit Unrecht erhalten hat. Aehnliches entstand gleichzeitig auch im mittleren und unteren Italien, in Monte Caffino, dessen Abt Gifulf 797, Johannes, Aligan in der Folge

<sup>1</sup> Antiquitates Italiae, Mediol. 1723. I. pag. 460. — Bock, die Kleinodien des h. Röm. Reiches, tab. XXXIV.

<sup>2</sup> Ibid. tab. XXXV.

<sup>3</sup> Ibid. tab. XXXIII. Vgl. auch über die Langobarden: Labarte, hist. des arts industr. &c. I. pag. 404 ff.

Altäre mit Silberplatten bedeckten. Besonders die sog. Confessionen der grossen Kirchen prangten mit goldenen Reliefs, schon Valentinian schenkte an S. Peter ein solches Bildwerk, Christus und die Zwölfboten unter Arkaden darstellend. Pabst Hadrian I. liess einen St. Michael, die Madonna und andere Figuren ex laminibus argenteis investitus aufstellen, und bei dem Grabe des Apostelfürsten sah man dessen Bild mit Maria, Paulus und Andreas in Goldrelief gearbeitet, Leo IV. widmete der Kirche in Monte Cassino eine silberverzierte Kanzel in derselben technischen Ausführung.

Bei den langobardischen Königen fand diese Mode gleichfalls Eingang. Schon Theodolinde wird als Stifterin eines grossen Altarstückes von Gold und Silber genannt und im 9. Säculum entstand durch den einheimischen Meister Wolfwinus jene berühmte Goldschmiedearbeit für S. Ambrogio in Mailand, welche Erzbischof Angilbertus (II.) Pusterta für den Preis von 80,000 Goldgulden verfertigen liess. Hinsichtlich seines byzantinischen Schmelzschmuckes wurde dieses Altares bereits im I. Bande, pag. 14, gedacht, hier fügen wir bloss hinzu, dass der Baldachin auf Porphyrfäulen aufruhet und die getriebenen Reliefs evangelische Scenen, das Leben des h. Ambrosius und die Figuren des Donators sowie des Meisters vorstellen, der Letztere nennt sich: V. Volvinus Magister Phaber.

Ebendenselben Inkrustationsstil sehen wir gleichzeitig, wie im folgenden nachzuweisen sein wird, in den Werkstätten Frankreichs allgemein zur Anwendung kommen, eine grosse Anzahl der zahllosen im Liber pontificalis erwähnten Prachtgegenstände gehört in dieselbe technische Kategorie,<sup>1</sup> — so dass er also mit Recht als ein Charakteristicon der Goldschmiedearbeit bis in's 12. Jahrhundert etwa angenommen werden kann, eine Technik, deren Wurzeln aber, wie erwähnt, in Verbindung mit dem einem textilen Princip in verwandtem Sinne huldigenden Email- und Mosaikenschmuck in der Kunstweise von Byzanz zu suchen ist.

Ein anderer germanischer Stamm, welcher sich in dem alten Iberien festgesetzt und hier ein blühendes Reich gegründet hatte, dem erst im 8. Jahrh. der Einfall der Mauren ein Ende bereiten sollte, die Westgothen, hinterliessen uns Beweise einer der langobardischen sehr nahe verwandten hochentwickelten Goldtechnik, welche ein glücklicher Fund im Jahre 1858 zu Tage lieferte. Man gerieth damals zu la Fuente de Guarrazar bei Toledo auf eine Anzahl Hängerkronen und Kreuze, welche sämmtlich bis auf die in der National-Bibliothek in Madrid bewahrte, später dazu entdeckte Krone des Königs Svinthila, in das Hotel Cluny in Paris gelangten.<sup>2</sup> Unter den

<sup>1</sup> Wir bedauern, dass die Herausgabe des *Anastasius bibliothecarius* durch Dr. Scheins noch nicht erfolgt ist, dessen ungeheurer Reichthum zur Geschichte der Goldschmiedekunst gehöriger Mittheilungen bekannt ist.

<sup>2</sup> Don José A. de los Ríos, *el arte latino-bizantino en España y las coronas visigodes de Guarrazar*, Madrid 1861. — Lasteyrie, *description du trésor de G.* Paris 1860. — E. Hübner in den *Jahn'schen Jahrbüchern f. Philol.* — Bock, l. c. tab. XXXVI, XXXVII, Labarte, l. c. I, pag. 499 ff.

zuerst gefundenen acht Kronen nimmt jene des im 7. Jahrh. regierenden Königs Reccefvinthus den vornehmsten Rang ein. Ihre aus herzförmigen Gliedern gebildeten Ketten vereinigen sich in einen von Goldzacken und Perlen geformten Knauf, den Reif öffnet ein Charnier und schmücken 30 Perlen, 30 Saphire und farbige Glasstücke, — sehr ähnlich dem Theodolindischen Diptychon. An diesem Reif baumeln 22 Buchstaben, welche die Lesung: Reccefvinthus rex offeret liefern, das Kreuz prangt im reichen Saphirenschmucke. Eine andere Krone ist gegittert, eine dritte arkadenartig durchbrochen, die übrigen Kreuze meist von glatter Form. Jene des Königs Svinthila hat zwischen zwei Perlenreihen durchbrochene Rosetten auf rothem Grunde, sonst ähnelt sie sehr der erstgenannten und zeigt auch die übereinstimmende Dedication: Svinthilianus rex offeret. Bemerkenswerth ist ferner, dass ein dabei gefundenes Kreuz bereits in so früher Zeit die bekannten romanischen Blattstilisirungen an den Armen besitzt. Sämmtliche Kostbarkeiten gehörten, wie die neueste Forschung behauptet, dem Schatze einer Wallfahrtskirche S. Maria in Sorbaces und wurden vor den Mauren der schützenden Erde übergeben.

Ausserordentlicher Materialwerth, ungeschliffene Edelsteine, der Mangel von Schmelzwerk, rohe Zeichnung, feltene Anwendung des Figuralen und barbarische Luft am Bunten charakterisiren diese Leistungen, zu denen die Antike kaum mehr als verliederlichte technische Traditionen beisteuerte, aber auch der germanische Stil nur wenig hinzuthat. Einen höheren und durch die allmälige Hinneigung zum Byzantinismus wichtigen Fortschritt äussern dagegen die Merovingischen Leistungen, über welche uns freilich meist nur historische Nachrichten vorliegen. Das Frankenreich in Gallien, welches nach Abwendung der Hunnengefahr zu hervorragender Bedeutung gelangt, bietet in seinen Hofhaltungen das Bild eines prunkvollen Waltens dar und erborgte von unserer Technik gerne die Symbole äusseren Glanzes, sowie die Weihgaben für die Kirche. Seit jeher war Prachtliebe bei den Bewohnern Galliens zu Hause, deren goldene Kleider und Ketten bereits Virgil erwähnt. Wieder ist es Paulus Diaconus, welcher ein kostbares Ciborium beschreibt, angeblich ein fränkisches Werk, massiv, ungemein gross und schwer, mit edlen Steinen besetzt, womit sich kein anderes aus diesem Stoff gearbeitetes Werk vergleichen konnte.<sup>1</sup> Erhalten sind einige Gegenstände aus dem Grabe König Chilperich's, die man bei Tournai gefunden hat, nämlich ein Schwert, Mantelschliessen und Anderes mit Ornamenten von Verroterie-Arbeit.<sup>2</sup> Demselben Fürsten schenkte der Kaiser Tiberius (581) Goldgefässe, Chilperich aber liess, nach Gregor von Tours, daneben ein grosses goldenes Becken hinstellen und zeigte es seinen Hofleuten mit

<sup>1</sup> III. 23.

<sup>2</sup> Abgeb. in Lacroix et Serré's Werk: *Le moyen-âge et la renaissance*. III. Orfèvrerie, II. Paris 1850. Labarte, l. c. I. pag. 492 ff.

der Bemerkung, dass er solcher Dinge noch mehr machen lassen wolle, wenn ihm der Himmel das Leben schenke. Von der Blüthe unserer Kunst in Gallien zeugt auch der Umstand, dass sehr frühe bereits Goldschmiede mit Namen genannt werden, wie jener Mabuinus, von dessen Hand gearbeitete Kelche und Kreuze Bischof Perpetuus von Tours (um 474 gest.) an eine Kirche vermachte. Der Fund von Gourdon in der Haute-Saône förderte 1846 eine goldene Henkelvase von gut antiker Form und eine viereckige Altarschüssel mit noch vielfach klassischen Ornamenten an's Licht, er gehört dem 4. oder 5. Jahrh. an und wurde der Pariser National-Bibliothek einverleibt.<sup>1</sup>

Im Lauf der Jahrhunderte treffen wir nämlich endlich den Goldschmied auch als Gewerbsmann bei den in Rede stehenden Völkern. Noch war er, abgesehen natürlich von den Mönchen, freilich unedler Herkunft und nicht hochgeachtet gleich dem unentbehrlichen Verfertiger der Waffen. In der Geschichte Starkardr's drückt diess Saxo sehr bezeichnend aus. Jene, meint er, welche die Schwerter und Geschoße den Männern schaffen, sind edlen Geistes und stark im Herzen, die Goldschmiede dagegen — zwar weicherer, aber zaghafterer Sinnesart. Indess ihre Werthschätzung nahm immer zu, so dass auf Befehl Karl's des Grossen unter den Künstlern und Handwerkern, die von den Verwaltern der einzelnen Bezirke gehalten werden sollten,<sup>2</sup> die Gold- und Silberschmiede nicht mangeln durften. Nach falischem Gesetz war das Wehrgeld für Goldschmiede auf 70, im Allemannischen auf 40 solidos anberaumt; im Burgundischen wurde ein geraubter oder erschlagener Goldschmied mit 150, ein Silberarbeiter aber mit 100 gebüßt. Interessant erscheint zu diesem die Erzählung aus dem Leben des h. Severin, der zufolge Königin Gifa (5. Jahrh.) römische Goldarbeiter gefangen hielt, um sich ihrer zur Herstellung ihres Tafelgeräthes zu bedienen.

Ein Nachfolger des Mabuinus ist der am Merovingischen Hofe lebende Goldschmied Abbo, der Lehrer des h. Eligius, welcher selber wieder von höchster Bedeutung erscheint, da in dieser Gestalt, sei sie historisch oder zum grösseren Theile mythisch, sich der grosse stilistische Proceß des Ueberganges vom alten Barbarismus der römisch-gallischen Goldschmiedekunst zu dessen Verschmelzung mit den Decorationsprincipien der oströmischen Schule vollzieht. St. Eloi war zu Limoges 588 geboren, einer durch die Segnungen römischer Cultur reichen Stätte und prächtigen Kirchenstadt. Der Legende nach anfangs Hufschmied, wurde er dann Goldarbeiter und Münzmeister am Hofe. Man schreibt ihm eine sehr reiche Productivität im Fache zu, die wir an den vielen Reliquienschreinen, so jenem des h. Maurice in Valais, jenem von Brives, den Diptychen von Poitiers, Kreuz und Kelch von Chaptelac und Grammont &c. kennen, indess ist seine Urheberchaft

<sup>1</sup> Abgeb. in Lacroix, les arts en moyen-âge &c. Paris 1869, pag. 33.

<sup>2</sup> Capitulare de villis imper. 45.

daran keineswegs festgestellt, denn das Meiste daran trägt späteren Stiltypus. Nach dem Jahre 620 verfertigte er den berühmten Thron, oder vielmehr die chaise König Dagobert's, die das Louvre-Museum in Paris noch besitzt, ein vielbesprochenes und bestrittenes Werk, von dem die fromme Sage Wunder zu berichten weiss, indem sich nämlich das gelieferte Rohmaterial des Goldes unter den Händen des Heiligen verdoppelt haben soll. Im 12. Jahrh. durch Suger von St. Denis reconstruirt, bietet der fauteuil oder die cathedra Sti. Eligii das hochinteressante Specimen antikisirender Tektonik im Verein mit mittelalterlicher Decoration. Das Gerüste erinnert an die faldistoria (Faltstühle) der folgenden, romanischen Aera, der Aufbau an römische Bronzegeräte der Kaiserzeit. Bezeichnend ist es daher, dass Semper das Möbel geradezu für gallo-romanisch, ein anderer Gelehrter, Pottier, aber für einen curulischen Stuhl erklärt. In der Folgezeit soll Eligius noch grossartige Goldarbeiten, so die Reliquiarien des h. Martin von Tours, der Ste. Gèneviève, St. Germain, Columban, Severin geschaffen haben, nach den Schilderungen gewaltige Gebäude mit Marmordächern und überdeckt mit Edelsteinen und Goldornamenten. Somit beginnt die Kunst um diese Zeit eine neue üppigere Richtung einzuschlagen und die Färbung byzantinisch-romanischen Stilcharakters allmählig anzunehmen, — das ist das Bedeutende in der Erscheinung unseres Künstler-Heiligen, welcher eine grosse Schule hinterlassen haben dürfte. Thillon aus Sachsen und Bauderic werden als seine Nachfolger namhaft gemacht.<sup>1</sup>

Mit dem Namen des h. Eligius pflegt man, besonders in Frankreich, die Blüthe der Emailleerschule von Limoges in Verbindung zu bringen. Auch diesen Umstand betreffend, dürfen wir auf das vorausgegangene Capitel unseres Werks verweisen, worin die Geschichte genannter Kunsttechnik ausführlich dargestellt wurde, und begnügen uns hier mit der Bemerkung, dass die französische sowie die von ihr beeinflusste deutsche Schule in den Rheingegenden im Gegensatz zu jener von Byzanz sich des Grubenemails (email champlevé), nicht des Zellschmelzes bedient, welcher letzterer zu den Künstlern des oströmischen Reiches augenscheinlich aus dem ferneren Asien gelangt sein dürfte. Die älteren Arbeiten in Grubenemail, dessen Fond immer aus vergoldetem Kupfer besteht, geben die Gestalten und Ornamente in Schmelzmasse und liessen sie sich demgemäss vom Metallgrunde abheben; seit dem 12. Jahrh. beiläufig aber wechselt die Art der

<sup>1</sup> Lénormand in den *Mélanges archéolog.* I. p. 157 ff. — de la Porte, A. *Un artiste du VII. siècle. Eligius aurifaber*, Paris 1865. — Linas, Ch. de, *Orfèvrerie Mérovingienne. Les oeuvres de S. Eloi et la verroterie cloisonnée*, Paris 1864. — Ozanam, St. Eloi, patron des orfèvres, des forgerons &c. Paris. — Die Streitfrage über das Leben, Werke und Stil des Künstlers habe ich darzulegen und zu beantworten gesucht in meiner grösseren Abhandlung: *Die Bedeutung der S. Eligius-Legende für die Kunstgeschichte*, Mitth. der k. k. Central-Commission &c. 1874, pag. 179 ff. — Labarte, l. c. pag. 429 ff. — Ueber ein verloren gegangenes — angebliches Hauptwerk des h. Eligius, siehe de Linas, *orfèvrerie Mérovingienne*.

Decoration, indem man die Hintergründe mit Email zu coloriren begann und umgekehrt die Zeichnung im Kupfer stehen lässt, wobei dann die Innencontouren mittelst Gravirung angedeutet zu werden pflegen.

Die ohne Zweifel ebenso zahlreichen als kostbaren Goldschmiedearbeiten aus der vor-karolingischen Epoche in Frankreich haben durch spätere Stilmodifikationen noch mehr als durch Kriege ihren Untergang gefunden. Ein dem h. Eligius zugeschriebenes Kreuz, doppelarmig und mit Filigran und Steinen reich geschmückt, ist bei Lacroix, l. c. pag. 141, abgebildet. Deutsche Werke derselben Zeit sind fast gar nicht bekannt; in diesem Lande tritt erst mit dem grossen Karl die Sonne des Kunstlebens schüchtern aus dem dichten Nebel der Völkerwanderungs-Periode hervor.

Die bisherigen Mittheilungen des V. Abschnittes hatten den Zweck, die eigenartige Verquickung des antiken, des barbarischen und des christlichen Kunstelementes zu zeigen, welche die Goldschmiedekunst der im Norden anässigen oder in Italien und Spanien eingewanderten Germanischen Stämme repräsentirt. Der Natur der Sache gemäss musste uns dieses Thema theilweise schon auf ein Nachbargebiet, auf den Einfluss der Byzantinischen Goldschmiedekunst führen, und ist es daher, dem Wortlaut unserer Ueberschrift gemäss, nothwendig, an diesem Punkte nachzuholen, was über die Entwicklung des Faches in Ost- und Westrom seit der Völkerwanderung zu bemerken ist, indem auf Grundlage dessen erst die Karolingische Epoche geschildert werden kann. Italien stand zu jener Zeit materiell und geistig in der Abhängigkeit von Fremden. Die Waffengewalt der nordischen Eroberer gleichwie die überlegene Cultur der Byzantiner beherrschten das unglückliche Land, wir schreiben daher für diese Periode fast immer ein Stück Byzantinische Kunstgeschichte, auch wo von dem westlichen Nachbarlande die Rede ist. Schier alle feine Leistungen, mögen sie an Kostbarkeit und Pracht der Arbeit den fremden auch gleichkommen, weisen in Stil und Technik nach dem Osten, wo ein grosser, hochcultivirter Staat die Quelle der artistischen Schulung für die nächste Zeit bildete, das Alte, wennauch in technisch und stilistisch stets mehr entarteter Form fortpflegte, und nebstdem durch die Herübernahme neuer Elemente aus dem Morgenlande Keime für die Zukunft zeitigte, die freilich erst auf fremden Boden übertragen frisch weitergrünen sollten. Dieses Gebiet ist das oströmische Kaiserthum, der Erbe der classischen Civilisation mitten in einer Welt, die unter den Stürmen des Barbarenthums bebte. Auch in diesem Fall sind wir genöthigt, die Erörterung der allgemeinen Geschichts-, Cultur- und Kunstverhältnisse hier zu unterlassen, und weisen den Leser bloss darauf hin,

dass die eigenthümlichen Umstände des Byzantinischen Kunstwesens, seine Prachtliebe, seine technische Vollkommenheit, aber auch seine starr-conservativ am Typischen beharrende Tendenz auch im Goldschmiedfach bestimmt zum Ausdrucke gelangt. Nirgends berührt und erquickt uns in seinen Gebilden ein frischer, phantasievoller Zug, nie bemüht sich der erfindende Geist ihrer Schöpfer neue Reize zu erfinden, im Gegentheil, selbst die Individualität der Künstler erstickt unter der ewig gleichbleibenden Norm des als gültig Anerkannten, so dass bei der ungeheuren Quantität der Produkte schliesslich eine fast fabrikmässige Uniformität zu Tage tritt. Von dem geistigen Schatze der classischen Kunst blieb hier nichts übrig als eine, dazu arg verwildernde Ornamentik und Drapirung, die göttliche Schönheit des Menschenleibes schrumpft zur Leiche zusammen, und der seine coloristische Reiz von Einst wird zu greller Buntheit, — jedoch an technischer Feinheit und an Kostbarkeit lassen diese Werke in der Regel wenig zu wünschen übrig.

Es ist in den obigen Abschnitten bereits gezeigt worden, wie die Techniken des Emailirens und des Niellos nun reichlicher als in der Antike gepflegt wurden und der Orient insbesondere zur Erreichung solcher künstlerischer Tendenzen mit seinen stets auf fatte farbige Wirkung gerichteten Techniken zu Hilfe gerufen wurde. Die Goldschmiedekunst erhielt eine neue geistige Mission in jenen frommen und prachtliebenden Tagen. Während Körper-, Waffen- und Tafelschmuck im Alterthum die Hauptziele des Faches ausmachten, forderte nun der christliche Cult den Dienst desselben in ausgedehntester Masse. Dieser Umstand bestimmte aber zugleich die Erscheinung der Produkte auf das Ausdrücklichste. In den herrlich geschmückten Gottestempeln jener Zeit, umgeben vom goldenen Schimmer der Mosaiken, neben den buntgestickten Priestergewändern und Teppichen musste auch das Goldgeräth des Altars farbige Pracht zeigen und somit der Glanz des Edelmetalls sich mit dem spielenden Schimmer köstlichen Gesteins, leuchtender Perlen und tieffatter Emails vereinigen.

Constantin der Grosse schenkte der Constantinischen Basilica bereits ein Tympanon von Silber, welches, 2025 Pfund schwer, Christus und die Apostel in relief vorstellte, daselbe, welches später von den Barbaren geraubt und unter Valentinian (um 432) durch ein neues ersetzt wurde. Jeder der sieben Altäre in der Basilica hatte eine Inkrustation von 200 Pfunden in Silber, die Engel je 105 Pfunde und Augen von Edelsteinen. Weitaus das Merkwürdigste war jedoch die piscina, in welcher der Kaiser die Taufe empfangen hatte, ein kupfernes Becken, dessen Inkrustation mit Tafeln aus Silber von mehr als 3000 Pfund hergestellt war. Die Gestalten des Lammes und sieben silberner Hirsche als Wasserspeier, Christus und Johannes von demselben Materiale waren am Rande des Bassins aufgestellt.

Constantin (der Grosse) trat als Wohlthäter der Kirche überhaupt in Rom in einer Weise auf, dass ohne die Annahme einer noch immer erstaunlich ausgebreiteten Thätigkeit des Goldschmiedehandwerkes derartig gross-



artige Unternehmungen nicht denkbar wären. Sollen ja die von ihm geschenkten Kelche, Patenen, Lampen, Rauchfässer &c. einen Goldwerth von 300 Pfund erreicht haben! Den Kaiser übertrafen jedoch noch bei weitem die Päbste der Folgezeit, wie vor Allen der prachtliebende Symmachus (498—514), dessen Gaben an Römische Gotteshäuser bei 130 Pfund in Gold und 1700 in Silber betragen haben sollen. Prudentius erzählt im Hymnus des h. Laurentius, dass beim Verhöre ihn der Richter besonders über den Umstand befragte, ob die christlichen Priester sich goldener Gefäße bei ihren Opfern bedienten und ob die Wachlichter dabei auf Leuchtern von Gold brännten, was der Märtyrer auch der Wahrheit gemäss bejahte. Der h. Optatus bezeugt, dass man den Metallreichthum der Kirche in Karthago gar nicht zu flüchten im Stande war und von Pabst Urban berichtet Anastasius Bibliothecarius, dass zu seiner Zeit, also schon im 3. Jahrhundert, sämmtliche römische Cultgeräte aus Silber gefertigt worden seien. Silberne Kelche, Lampen, Leuchter und Kannen als Altargeräthe erwähnen auch die Proconfularakten des Silvanus. Ein goldenes Altarkreuz zwischen den Leuchtern in der Basilica des h. Felix wird im 4. Jahrhundert bereits von S. Paulinus von Nola namhaft gemacht. Silberne Leuchter schenkte Pabst Hormistas (514—523) an St. Peter in Rom, sie hatten ein Gewicht von 70 Pfund. Nach dem Anastasius wurde bereits ein Jahrhundert früher die Columba als Aufbewahrungsgefäß des himmlischen Brotes als Goldschmiedegeräth gefertigt und in Thürmchen aufbewahrt, wie Pabst Hilarius (vor 468) folch eine turracula, 70 Pfund schwer, aus Silber, mit einer goldenen Taube von 2 Pfunden der Johanneskirche opferte. Sozomenus Hermius in seiner Kirchengeschichte (4. Jahrhundert) berichtet, dass damals Götterbilder aus Edelmetall zu Münzen geschlagen wurden.<sup>1</sup> Der Scholaftiker Socrates sagt aber, dass bereits durch Theodosius I. die Götterbilder der Heiden zu Bechern und anderen Bedürfnissen der Kirche in Alexandria eingeschmolzen wurden. Die unter Julian dem Apostaten und später noch seitens der Heiden, dann durch Avaren und andere wilde Stämme stattgehabten Plünderungen beweisen nach den Berichten das reichliche Vorhandensein von heiligen Geräthen, Ciborien und Kelchen aus Gold in den Kirchen und Klöstern jener Zeit. Kaiser Alexius entfernte aus der Kirche der Chalkopration sogar die mit silbernen und goldenen Zierraten ausgelegten Pforten, um sie in Münze zu verwandeln. Isaak II. (um 1190) entführte die Cultgefäße auf seinen Speisetisch, gebrauchte dabei die aus Gold und Steinen gefertigten becherförmigen Weihgeschenke der Kaiser an deren Epitaphien, sowie die Giesskannen der Priester. Kreuze und Tafeln »mit den unverletzlichen Ausprüchen Christi« aber verwandelte er in Halsbänder und Ketten, wie Aehnliches auch im folgenden Jahrhundert den Anhängern der

<sup>1</sup> II. 5. Ich benütze hier und überhaupt im Capitel über das oström. Reich Unger's Quellen der Byz. Kunstgeschichte aus dem XII. Bande der Quellenchriften.

lateinischen Kirche vorgeworfen wurde, da sie aus heiligem Silbergeräth Gürtel und die gewöhnlichen Armbänder (brakioria), Ohrringe, Finger- und Fussringe für ihre Geliebten, auch Sporen daraus verfertigen liessen. Beispiele dieser Art wären leicht zu häufen. Constantin bereits lenkt sein Augenmerk in seinen Gesetzen auf die Goldschmiede, die er von Lasten frei macht, und Kaiser Constantin VII., ein Maler und Universal-künstler, unterwies Vergolder und Silberschmiede selber in ihren Techniken.

Was nun die Belege für die Sache weiters anbelangt, gedenken wir zunächst eines Ausspruches des römischen Dichters Prudentius, welcher die Pracht der Byzantinischen Privatwohnungen und deren Reichthum an Gefässen in edlem Metall rühmend erhebt. Von Byzantinischen Goldschmiedewerken bieten uns die Kirchenschätze und Museen noch manches köstliche Erzeugniss; im Folgenden sei nur einiger hervorragender Proben kurz Erwähnung gethan. Der einstmals so reiche Schatz der St. Peterskirche in Rom enthält noch ein goldenes Diptychon in Buchform, als Anhenker zu tragen und dem Gründer von Constantinopel wohl aus dem Grunde zugeschrieben, weil vielleicht Theile des Innern aus feiner Zeit herrühren. Die mit griechischen Beischriften versehenen Heiligenfiguren in getriebener Technik, das Filigran u. A. weisen jedoch deutlich auf die byzantinische Arbeit des 11. bis 12. Jahrhunderts hin.<sup>1</sup> Das Altarkreuz Kaisers Justinus d. J. in demselben Schatze aus vergoldetem Silber, mit Perlen und rohen Gemmen geziert, trägt Anhängel (pendilia, monilia) von Achat; die Rückseite ist mit dem Osterlamm, Figuren und Schnörkeln in getriebener Arbeit bedeckt.<sup>2</sup> Die emaillirten Goldschilder von der Krone des Kaisers Constantinus Monomachus (1042—1054) sind im I. Bande S. 15 f. erwähnt. Ueber die Formentwicklung der Oströmischen Kaiserkrone im Lauf der Jahrhunderte siehe Linas, les origines de l'orfèvrerie cloisonnée, I. pag. 283 ff. Als Aristemachios in Heraklea in Thracien eintraf, war sein erster Befehl, die Kirche zu sperren, aus welcher ihm der Bischof Philippus alle Gegenstände aus edlem Metall ausliefern sollte. Unter dem Pabste Vigilius (6. Jahrhundert) stiftete Belifar ein goldenes, einen Zentner schweres Kreuz, geschmückt mit Edelsteinen in die Kirche des h. Petrus nach Rom, wie ein ähnliches, von Constantin gewidmet, sich schon auf dem Grabe des Apostelfürsten aufgestellt vorfand. Ein prächtiges Specimen Byzantinischer Arbeit mit Zellenemail, Silberfiligran, Perlen und Edelsteinbesatz, welche die emaillirte Figur des Gekreuzigten einschliessen, bewahrt die Collection Sebastianof. Das schöne Werk gehört dem 10. Säculum an und stammt von einem Kloster am Berge Athos.<sup>3</sup> Vielfach verwandt ist ein nicht minder

<sup>1</sup> Bock, l. c. tab. XX.

<sup>2</sup> Steph. Borgia, de cruce Vaticana ex dono Justini Aug. commentarius, Romae, 1779. Ausführlich darüber de Linas, l. c. pag. 303 ff.

<sup>3</sup> Lacroix, les arts &c. Abb. pag. 133.

farbenprächtiges Kreuz aus dem Welfenschatze, das der Tradition nach durch Heinrich den Löwen aus dem Kreuzzuge mitgebracht worden sein soll. Der Schmuck nimmt in dieser hierarchisch besetzten Periode nicht selten einen kirchlichen Charakter an. So wird das Hängekreuz zum üblichen Zierrath, zum Modegegenstand, wie schon im 4. Jahrhundert Joh. Chrysoctomos bezeugt.

Nicht selten scheint die Byzantinische Goldschmiedekunst sich selbst bis zu den colossalfsten Schöpfungen, Concurrentzleistungen der grossen Plastik und zwar in edlem Metalle ausgeführt, vertiegt zu haben, — welchen Ausdruck wir nicht ohne Absicht wählen, indem derartige Bravourstücke das Interesse des Sonderbaren und Ueberkostbaren an sich gehabt haben, gewiss aber nicht eigentlich im wahren Geiste des Faches geschaffen sein konnten. Karl der Grosse soll von seiner Romfahrt ein solches, 12' hohes und 280 Pfund schweres Crucifix von Gold mitgebracht und dem Strassburger Dome geschenkt haben, vielleicht mit Seinesgleichen das Vorbild ähnlicher Monstrewerke, welche während der romanischen Epoche in einigen deutschen Kirchen aufgerichtet wurden.

Eine Spezialität des monumentalen Stiles der Byzantinischen Goldschmiedetechnik besteht in der eigenthümlichen Ueberkleidung der Kirchenthüren mit Metallplatten, deren figuraler oder ornamentaler Dessin auf dem Wege der Taufchirung hergestellt ist. Die berühmtesten Portale solcher Art sind wohl diejenigen vom Kloster Monte Cassino in Italien, welche 1062 über Bestellung des kunstfertigen Abtes Desiderius in Byzanz verfertigt wurden.<sup>1</sup> Jedoch, sie haben nicht Anspruch auf das höchste Alter, worin sie von jenen der Erzbischöflichen Kirche in Amalfi, deren Besteller ein Grieche, Pantaleon, war,<sup>2</sup> und den ebenfalls hochgerühmten Thürflügeln an der St. Marcuskirche in Venedig übertroffen werden. Letztere gehören in das 9. oder 10. Jahrhundert und verrathen sowohl durch den Stil des Figuralen als durch die Namen, Costüme und Beischriften der Heiligen gestalten den Byzantinischen Ursprung, den auch die (historisch übrigens irrige) Sage, dass sie 1204 bei der Plünderung Constantinopels von den Venetianern erbeutet worden seien, in ihrer Weise bestätigt.<sup>3</sup> Als Besteller nennt sich darauf ein Leo de Molino, der im Jahre 1112 an der Kirche des h. Marcus Procurator war. Endlich befass Thüren ähnlicher Ausstattung und Technik die reiche Basilika des h. Paulus ausser den Mauern zu Rom, ebenfalls abendländische Stiftungen, welche von griechischen Meistern ausgeführt wurden. Sie sind bei dem Brande 1828 zwar verloren gegangen, doch erhielten sich einige Theile, welche mehrere Gelehrte noch im Jahre 1870 gesehen haben. Ihr Urheber war Staurakios Tuchtos von

<sup>1</sup> Mittelalterliche Kunstdenkmale &c. von Heider u. Eitelberger I. 143.

<sup>2</sup> Leo Off. Pertz III. 711.

<sup>3</sup> Jahrb. der Centr. Comm. 1860, p. 229 f. mit Abbild.

Chio, der sie auf Anordnung des (späteren) Papstes Gregor VII. 1070 vollendete.<sup>1</sup> Die technische Verbindung des Erzes mit gravirter, mittelst Silberfäden, auch Goldlamellen, ausgelegter Zeichnung behauptete sich übrigens im Osten noch lange durch das Mittelalter, so dass z. B. Nowgorod solche mit Bildern aus dem neuen Testamente noch im Jahre 1336 erhielt, im selben Jahre andere aus Silber und Bronze eine Kirche in Alexandrowa, die Himmelfahrtskirche zu Moskau im selben Jahrhundert und eine Kirche in Susdal fogar in noch jüngerer Zeit.<sup>2</sup>

Montecassino, dessen Mönche selber in allen Branchen der Künfte excellirten, war noch bis in's 9. Jahrhundert eine Schatzkammer grossartigsten Massstabes und enthielt ohne Zweifel damals vorwiegend Arbeiten Byzantinischen Gepräges. Anderes, gewiss aber auch Werke des nämlichen Ursprunges, kam im 8. Jahrhundert durch die Freigebigkeit Karl des Grossen und seiner nächsten Nachfolger dahin, jene herrliche Menge von Hängekronen, Kreuzen, Gefässen und Schmuckgeräthen, von denen der Fürst von Capua, Siconolf 408 und später bei 1000 Pfunde plünderte. Der genannte Aligan schenkte der dortigen Kirche drei silberne Kronen, Johannes eine ganze Truhe voll Rauchfässern und Weihbecken etc.

Die Verdrängung der grossen Plastik und monumentalen Malerei durch verwandte, aber dem roheren Byzantinischen Geschmacke durch materielle Kostbarkeit oder Buntheit besser zusagende, handwerkliche Techniken als: Goldschmiedekunst, Email, Stickerei und Glasmosaik, brachte eine gewaltige Blüthe all' dieser Industrien zuwege, — jedoch zugleich auch für sie den empfindlichen Nachtheil, dass den Gewerben mit der Zurückdrängung jener grossen Künfte auch die rechte Führerschaft verloren ging. Auf Italienischem Boden folgte indess seit dem Abschlusse des 1. Jahrhunderts allmählig eine Reaction gegen diesen Byzantinismus im Fache; das langsame Hervortreten einheimischer Kräfte, das zunehmende Erstarken des patriotischen Sinnes in den städtischen Bürgern und die mit solchen Erscheinungen sogleich wieder an den Tag tretende Erinnerung an die klassischen Traditionen der Heimath bewirkte hier eine Wendung, die in völlig nationale Bahnen einzulenken bestimmt war. Byzanz selber dagegen verharrte bis in die spätesten Zeiten, in denen die Geschmacksrichtung seiner Goldschmiedekunst sich nur mehr in den Ablegern slavischer-barbarischer Derivationen äusserte, in dem unentwegten Typus starrer Prunkhaftigkeit, ja die Zunahme der letzteren geht hier Hand in Hand mit der Entgeistigung des Gehaltes. Die Kaiser vom 9. Jahrhundert an entfalten, besonders seit Basilius dem Macedonier (867—886), unter dessen Herrschaft der Bilderdienst von Neuem auflebt, eine bis an's Verschwenderische streifende Prachtliebe. Aus diesen glanzvollen Tagen stammt mancher Schatz der Museen, so z. B. der pracht-

<sup>1</sup> Nicolai, basilica di S. Paolo, Roma 1815. — Ciampini, Vet. Monum. I. tab. XVIII.

<sup>2</sup> Adelong, die Thüren von Nowgorod, Berlin, 1825 und: Antiquités russes, 4. Bd.

volle Buchdeckel mit den drei Marien am Grabe des Herrn im Louvre, sowie eines der grossartigsten Werke der Goldschmiedekunst, die berühmte Pala d'oro von St. Marcus zu Venedig, deren Beschreibung in diesem Buche bereits im I. Bande, S. 17, gegeben wurde.<sup>1</sup>

Wir müssen gestehen, dass die Ueberfülle der historischen, völlig sicher stehenden Nachrichten von grossartigen Leistungen der Goldschmiedekunst in dieser Uebergangsperiode den Schilderer der Entwicklungszustände nicht allein in Verlegenheit bringen muss, sondern noch überdiess, dass solcher Reichthum Alles, was spätere Perioden lieferten, auf schier märchenhafte Weise in Schatten stellt. Der Leser möge daher, da zu alledem die meisten alten Quellen bloss Anführungen, keine Beschreibungen, der fabelhaft luxuriösen Kirchen- und Fürstenschätze von Byzanz, Rom oder Ravenna liefern, uns Weiteres erlassen und bei Anafasius, Leo Ostiensis, Paulus Diaconus, den griechischen Autoren sich über jene Unmasse Details Belehrung erholen.

Unter den eigentlich kirchlichen Prachtgeräthen können wir in jener Zeit bei den griechischen Schriftstellern bereits den Altartisch, dessen Antependium, das darüber gewölbte Ciborium und als wichtigste Ausstattungsstücke die Henkelkelche sammt patena, die Columben, die phari (Leuchthürme) genannten Candelaber, die Reliquiare, seit dem 7. Jahrhundert beiläufig die Crucifixe und Vortragekreuze unterscheiden. Die glänzendste Schilderung von der Prachtausstellung der Altäre bietet Paulus Silentarius in seiner Beschreibung des Ciboriums, womit Justinian die Hagia Sophia beschenkte. Es war ein hoher Bau auf silbernen Säulen, wie ein Thurm (pyrgos) kegelförmig aufsteigend und oben in Kelch, Weltkugel und Kreuz ausgehend. Der Altartisch bestand aus Gold und ruhte auf goldener, mit Edelsteinen gezielter Basis.<sup>2</sup>

Aber auch der Palaß der Grossen hatte üppigen Ueberfluss von den glänzendsten Leistungen der Goldschmiedekunst. In eine ganze Reihe altdeutscher Dichtungen hat sich die durch Kreuzfahrer bewahrte Erinnerung an ein seltsames Orgelwerk von Gold im kaiserlichen Palaß zu Constantinopel verloren, welches einen Baum mit darauffitzenden Vögeln vorstellte, deren Gefang ein Bläserwerk nachahmte.<sup>3</sup> Aufsätze in Gestalt des Glücksrades standen auf den Tischen und Speisegeräthe von colossalem Formate, in Edelmetall gearbeitet, erhöhten den Prunk der Gastmähler. Von letzterem Umstand gibt der als Gesandte in Byzanz 949 anwesende Liutprand eine Probe, denn er schildert die Goldvasen als so riesig, dass man sie durch Seilwerke von der Decke auf die Tafel herablassen musste.<sup>4</sup> Im Zusammen-

<sup>1</sup> Vgl. Annales archéol. XX; Labarte, recherches sur la peinture en émail p. 17.; Giov. Belluno, la pala d'oro, Venez. 1847.

<sup>2</sup> Beschreibung der Agia Sophia. Ueberf. von Kortüm II. 304 ff.

<sup>3</sup> Z. B. im Alexanderlied v. 5850 ff.

<sup>4</sup> Antapodosis VI. 8.

hang mit dem überreichen Costüme,<sup>1</sup> dessen Materialien von Seide, Purpur und Stickerei den höchsten coloristischen Reiz hervorbrachten, hatte die Goldschmiede- und Juwelierkunst bei den Byzantinern eine umfassende Aufgabe zu bewältigen, doch ist dabei die Erscheinung beachtenswerth, dass selbständiger Schmuck hiezulande weniger in Gebrauch stand als vielmehr die blossе Herstellung von kostbaren Verzierungen der Gewänder, welche auf diese genäht oder sonstwie zu einem Ganzen vereinigt wurden. Unter den eigentlichen Schmuckstücken spielen die Brustkreuze eine Hauptrolle, als deren Variation häufig auch, besonders in der weiblichen Tracht, amulettartige Heiligenbildchen traten. Die kaiserliche Leibgarde trug goldene Halsketten, dem Herrscher selbst wurde ein goldener Stab vorgetragen und längs des Weges, den er auf purpurnen Teppichen zu seinem Zelte wandelte, waren Candelaber und Ampeln aus diesem Metalle aufgestellt.<sup>2</sup> Die vornehmen Damen pflegten das Haupt mit kronenartigen Diademen zu schmücken und schlangen Perlenschnüre durch das Haar, während ihre Kleider aus schweren Stoffen mit Goldblechen, Filigran und Juwelen beinahe inkrustirt waren. Patriarchen zeichnete, wie noch heute, eine mitraförmige Krone aus, welche in ihrer Hauptform einer sog. Bügelkrone gleichkommt.

Was Constantin und seine Nachfolger im Fache der Goldschmiedekunst veranlassten, erstreckte sich ausser jenen bereits erwähnten Arbeiten zur Ausschmückung der Altäre auch auf die Architektur und zwar in einer schier monumentalen Weise, wofür andere Epochen wenig Beispiele aufzuweisen haben. Hierher gehören die gewaltigen goldenen Kreuze mit reichem Edelsteinbesatz, welche auf öffentlichen Plätzen, am Forum, an der Decke des kaiserlichen Thronsaals angebracht wurden.<sup>3</sup> Die edle Goldschmiedekunst wurde von nun an geradezu ein kaiserliches Vergnügen, in dessen Pflege sich seine Nachfolger zu überbieten suchten. Constantins bewies diesen Geschmack nicht allein durch seinen glänzenden Einzug, den er auf goldgeziertem Wagen in Rom hielt, sondern auch durch seine verschwenderischen Gaben von Gefässen an die Hagia Sophia. Des Kaisers Theodosius silberne Statue bewunderte man auf öffentlichem Platze in Constantinopel.

Aus dieser wahrhaft goldenen Zeit unseres Kunsthandwerkes strömen uns die Quellennachrichten in üppigster Fülle entgegen, so spärlich auch von einer solchen Hyperproduction an erhaltenen Schöpfungen auf die Gegenwart gekommen ist. Der zürnende Kirchenvater, welcher darüber grollt, dass heute in Einemfort nur von Goldarbeitern und Seidenwebern mit Bewunderung gesprochen werde, gibt ebenfogut von ihr Zeugnis als

<sup>1</sup> Die wesentlichsten Goldzierden desselben waren: die Zone (Gürtel), fibula, tzangia oder Gold- und Edelsteingeschmückte Schuhe, das Skaramangium, kostbarer Mantel. Linas, anciens vëtem. sacerdot. III. pl. 9. Endlich das encolpium oder Brustschmuck. Von letzterer Gattung ist das schöne Kreuz Gregor d. Gr. in Monza ein Beispiel.

<sup>2</sup> Chronik des Arnold v. Lübeck, I. 5.

<sup>3</sup> Eusebius Pamphilus im Leben Constantins III. cap. 49.

der enthusiasmirte Panegyriker des Hofes. Die Kunst des Goldschmiedes kannte aber bereits auch keine Grenzen in Bewältigung colossaler Aufgaben: grosse Silberstatuen waren an der Tagesordnung, wie denn Kaiserin Eudoxia und ihre drei Töchter solche von besonderem Werth erhielten und eine zweite für Kaiser Theodosius 7400 Pfunde gewogen haben soll. Von dieser umfangreichen Industrie gingen ferner die zahlreichen Vermittlungen in Gestalt kostbarer Geschenke an alle Nationen aus, wodurch das Principat der byzantinischen Metallarbeit über halb Europa für lange Zeit sich verbreiten sollte. Unter dem zweiten Theodosius und seiner Schwester Pulcheria wuchs die Vorliebe für diese vorzüglichste unter all' den glänzenden Industrien Ostroms noch ansehnlich und Justinian im 6. Jahrhundert leistete wohl das Ausserordentlichste in ihrer Förderung.

Justinian fand besonderen Anlass in dieser Hinsicht durch die nöthige Wiederherstellung der Sophienkirche, welche nach dem grossen Brande von 532 durch die Baumeister Isidor von Milet und Anthemios von Tralles sich in verjüngtem Glanze erhob. Wir haben oben bereits des kostbaren Tabernakels über dem Altare gedacht, welcher damals entstand, und fügen hier noch hinzu, dass nach der sehr wahrscheinlichen Anschauung Labarte's einzelne Theile, besonders die Wölbung des Ciboriums, mit Niello ausgelegt waren. Die Kathedra des Patriarchen, vor welcher vier Säulen standen, waren gleich diesem von vergoldetem Silber. Nach Prokopius<sup>1</sup> betrug der Metallwerth der allein am Allerheiligsten befindlichen Prachtgefässe 40,000 Pfund Silber und soll der Schatz des Kaisers über 300,000 Pfund Goldes verfügt haben. Noch erstaunlicher lauten die Angaben des Anonymus, welcher uns die Hagia Sophia schilderte; ihm zufolge wäre für jedes der 12 grossen Kirchenfeste ein anderer, grossartiger Apparat von Goldgeräthen, bekleidet mit Gestein und Perlen zur Verfügung gestanden, in summa 42,000 Stücke, dazu 6000 goldene Leuchter für die Erhellung der gewaltigen Räume des Gotteshauses. Bis zu den mit Emailmalerei geschmückten Trinkbechern seiner Tafeln, ja bis zum goldenen Sarge umgibt Justinian seine Vorliebe für die Kunst des Edelmetallbereitens. Auch Belisar brachte von seinen Vandalensiegen Goldschätze nach Haufe, welche er in Gestalt eines Kreuzes dem h. Petrus in Rom widmete.

Von hoher künstlerischer Bedeutung scheint der Thron gewesen zu sein, welcher sich Justin II. im kaiserlichen Palaſte errichten liess. Die goldene Figur einer geflügelten Nike bekrönte das auf vier Säulen ruhende baldachinartige Dach.<sup>2</sup> In demselben Geiste sehen wir ferner die Herrscher des 6., 7. und 8. Jahrhunderts, wie es scheint im Wesentlichen sogar durch den Bilderschnitt ziemlich unbeeinträchtigt, auf das Verschwenderischste nach gewohnter Weise die Dienste des Goldschmieds in Anspruch nehmen. Durch die

<sup>1</sup> De edificiis, I. 1.

<sup>2</sup> Corippus, de laudibus Justini min. v. 194.

Nachrichten, welche uns von der ungeheuren, hier im Detail unmöglich aufzuzählenden Menge von Werken erhalten sind, geht übrigens — obwohl allerdings bloss Historiker, also dem Gegenstande ferner stehende Autoren unsere Referenten sind — ein ermüdend gleichartiger Zug, was deutlich bezeugt, dass zwar die Pracht und der materielle Glanz stets auf's Höchste getrieben sein mochten, zugleich aber auch eine bereits fabrikmässige Uniformität, Dürftigkeit der Erfindung und Banalität der formellen Erscheinung hier an der Tagesordnung waren, wie in den anderen Kunstzweigen gleichfalls. Unter Theophilus im 9. Jahrhundert erlebte die Goldschmiedekunst erneute Förderung. Ihm wird die Herstellung jenes seltsamen Thrones im Audienzsaal der Gefandten zugeschrieben, dessen Ruf, wegen der daran angebrachten musikalischen Automaten, Vögel &c., wie erwähnt, sich bis in die Rittergedichte des deutschen Mittelalters erhalten hatte. Noch berühmter scheint des Kaisers Schatzkammer gewesen zu sein, für deren kostbare Einrichtung er denselben Künstler, Leon, beschäftigte, dessen Werk jener wunderbare Orgelthron gewesen. Hier war ein grossartiger Schatzbehälter, oder Schrank, wenn man will, aufgestellt, ein Gebäude von kostbarer Arbeit, Pentapyrgion, wahrscheinlich von feiner castellartigen Form, genannt, worin das goldene Bett, die Kronen, Prachtgewänder, Waffen und Schmuckfächer des Fürsten aufbewahrt waren.<sup>1</sup>

Bei dem festlichen Einzuge des Kaisers in seine Residenz erschien dessen Verwandter, Alexis, in einem Waffenaufzuge, welcher gänzlich ein Werk des Goldschmiedes war. Von seinem Nachfolger Michael III. († 867) berichten die Geschichtschreiber, dass ein von ihm der Hauptkirche von Constantinopel gewidmeter Kelch an Werth und Schönheit alles Frühere hinter sich gelassen haben solle, dem römischen Papste aber fandte er ein kostbares Evangelium und reiche Kirchengefässe.<sup>2</sup> So unbegreiflich es scheinen mag, wusste Basilius mit seinem Oratorium des Heilands, dessen Estrich und Wände mit niellirten Silberplatten inkrustirt waren, mit dessen silbernen Säulen und emallirten Bildern noch zu überbieten, was der fabelhafte Luxus der Stadt bereits in's Werk gesetzt hatte. Ueberhaupt war es nichts Ungewöhnliches, die Architekturbestandtheile aus kostbarem Metall zu gestalten, wie z. B. eine Kirche in Smyrna damals mit Silbercapitälen decorirt war und Romanus III. in Hagia Sophia damit die Capitäle überkleiden liess (1208). Während des 10. Jahrhunderts dauert die üppige Fruchtbarkeit des Faches fort, welches an Constantin Porphyrogenetes einen feinen Vorgänger ebenbürtigen verschwenderischen Förderer hatte. Noch dazu erscheint dieser Fürst als Künstler selbstthätig. Wir vernehmen von silbernen Pforten feines Chrysotricliniums, einem köstlichen Brunnen, Hängekronen und Tafeln, die er fertigen liess. Niemals soll der Kaiser das Gotteshaus

<sup>1</sup> Constant. Porphyrog. De ceremoniis aulae Byz. I. pag. 91, 582 &c.

<sup>2</sup> Liber pontif. II. 574.



betreten haben, ohne goldene Gaben auf dem Altar niederzulegen, fein Speisetisch und der dazu gehörige Stuhl waren von Gold, fein Speisefervice während des Feldzuges trugen nicht weniger als 80 Maulefel, und jenes, worauf die Ruffenfürstin Olga bei dem Kaiser speiste, bestand aus Goldtellern mit Email- und Gemmenschmuck. Nach diesem prachtliebenden Fürsten hörte indess die Vorliebe für Werke der Goldschmiedekunst noch lange nicht auf. Kaiser Johannes Zimisces liess sich aus Gold und Niellen ein Grabmal errichten,<sup>1</sup> in seinem Todesjahre, 976, entstand die schon erwähnte Pala d'oro des Marcusdomes in Venedig. Als Manuel Comnenus die Gefandten des Sultans empfing, sass er auf einem goldenen, mit edlen Steinen und Perlen gezierten Throne und bei seiner siegreichen Heimkehr aus Ungarn wurde ihm ein Wagen von Gold gewidmet.

Als nun im Jahre 1204 die fremden Kriegerchaaren dieses unermesslich reiche Constantinopel eroberten und die Paläste plünderten, da wurde die ungeheure Fülle von Goldschmiedearbeiten in alle Länder zerstreut, obwohl auch früher bereits durch die häufigen Gefandtschaften, durch Vermählungen byzantinischer Königstöchter das Abendland mit derartigen Leistungen bekannt geworden war. Michael Palaeologus hatte viele Zerstörungen an der Hagia Sophia und an andern Orten gutzumachen, doch konnte diess nur mehr mit geschwächten Kräften in's Werk gesetzt werden. Es begann die Periode, in welcher die grossartige Production Constantinopels ein Vorbild für das Abendland werden sollte, während sie im Mutterlande zu erlöfchen anfang.

Im Folgenden sollen die wichtigsten derjenigen Kunstschätze aufgezählt werden, welche, neben den in der historischen Schilderung schon angeführten, an verschiedenen Orten sich bis heute erhalten haben als Zeugnisse von der glänzenden Technik byzantinischer Goldschmiedearbeit.

Das silbervergoldete Kreuz mit Emailbildern, welches der Bischof von Ptolomais, Jakob de Vitry, nach Namur brachte,<sup>2</sup> — Das Reliquiar mit einem Stücke des Kreuzes Christi in der Georgskirche zu Limburg, mit griechischen Inschriften, Emailbildern. Ein Kreuzfahrer, Namens Heinrich von Ulmen soll dieses kostbare Stück bei der Einnahme Constantinopels erbeutet und in ein Kloster bei Trier gebracht haben. Die Entstehung des Reliquiars fällt vor das Jahr 976.<sup>3</sup> Besonders reich an byzantinischen Schätzen ist begreiflicherweise der Schatz von St. Marco in Venedig,<sup>4</sup> trotz des verderblichen Brandes im Jahre 1231. Zu dem bedeutendsten gehört ein Reliquiar in Tafelform mit den Gestalten des Kaisers Constantin und

<sup>1</sup> Anonym. vita Romani imp. 8.

<sup>2</sup> Didron, ann. archéol. V. pag. 318.

<sup>3</sup> Linas, l. c. Taf. nach pag. 314. Aus'm Weerth, das Siegeskreuz d. byz. Kaisers Constantin Porph. &c. II. pl. 1, 3.

<sup>4</sup> Vgl. Tiepolo, trattato delle santis. reliquie della chiesa di S. Marco, 1817. — Annales archéol. XXI. und XXII. (Durand.) — Bock in den Mitth. der Central.-Comm. VI. pag. 193 ff.

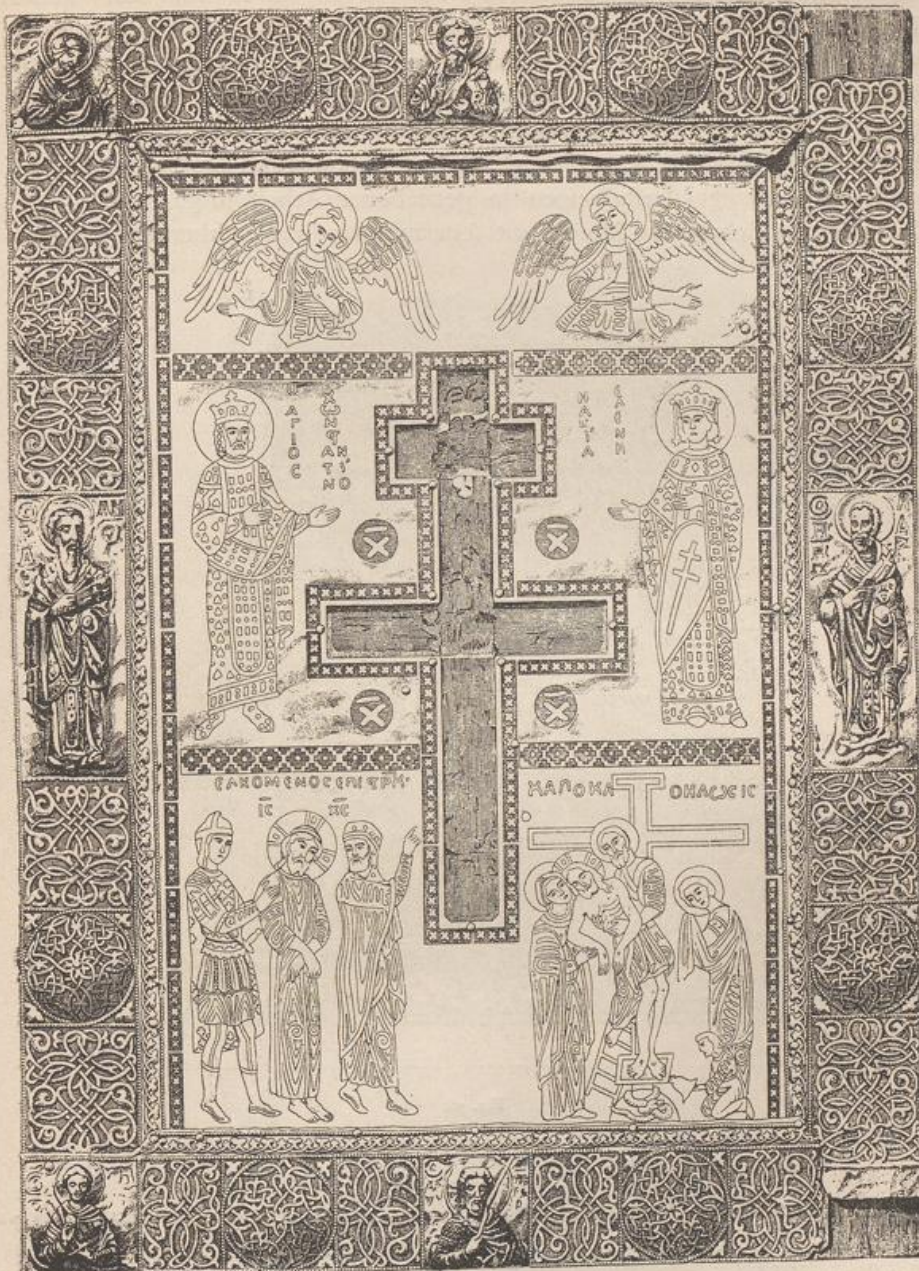


Fig. 77.  
Reliquiar im Dom zu Gran.

der h. Helena, welches angeblich ein Constantin, Bruder des 969 gestorbenen Kaisers Nikephoros Phocas, General der Flotte, hat fertigen lassen. —

Goldplatte mit der Reliefdarstellung des Erzengels Michael auf blauem Emailfond. — Goldene Krone mit emailirten Medaillons und Heiligenbüsten, wahrscheinlich vom Kaiser Leo Philosophus aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts herrührend. — Ein kreuzförmiges Reliquiar von Bergkrystall, mit Gold montirt, von der Kaiserin Irene Ducas (um die Wende des 11. Jahrhunderts) an eine Kirche gespendet. — Das Reliquarium des Graner Domes, geziert mit Heiligendarstellungen in getriebener Arbeit (Fig. 77).<sup>1</sup> — Das Reliquiar im Schatze zu Monza mit sehr reichem Juwelenschmuck, kästchen-

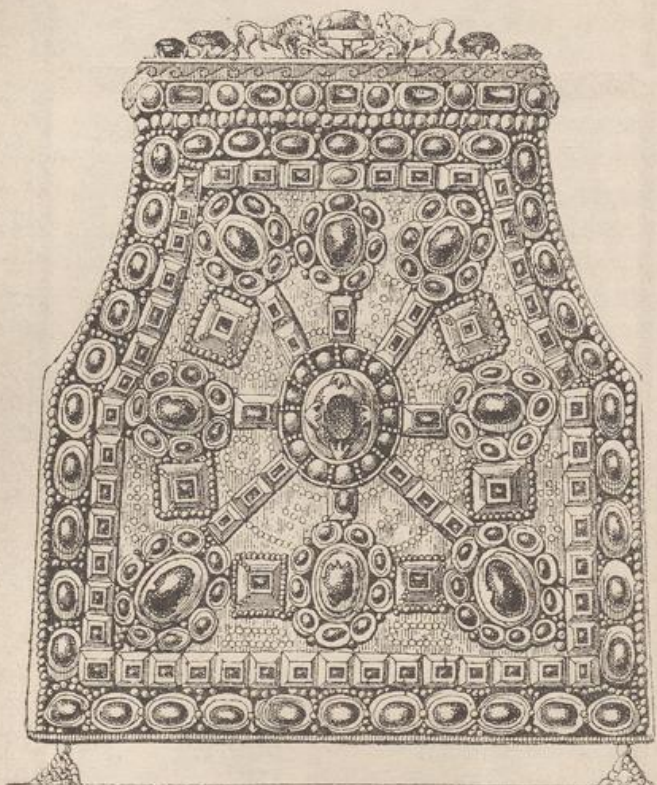


Fig. 78.

Reliquiar in Monza.

förmig (Fig. 78),<sup>2</sup> worin sich der Zahn des h. Johannes des Täufers befindet. — Triptychon mit vielen Heiligengestalten in der Martinskirche zu Münstermaifeld. —

Eines der wichtigsten Ueberbleibsel byzantinischer Arbeit des 11. Jahrhunderts ist die berühmte Krone des Ungarischen Königreiches, die fog.

<sup>1</sup> Bock, Centr. Comm. III. Jahrbuch pag. 140 ff.

<sup>2</sup> Linas, ibidem.

Stephanskrone. Dieselbe ist Reif-, Zacken- und Bügelkrone zugleich, an dem Umfang des Ersteren mit quadratischen Heiligenbüsten in Email geschmückt, zwischen denen grosse ungeschliffene Edelsteine in den andern Feldern angereiht sind. Die Spitzen auf dem oberen Rand des Reifes haben dreieckige und halbbogenförmige Gestalt und sind von Perlen bekrönt, als Dessin enthalten sie ein Schuppenornament in Schmelzwerk. Bügel sind zwei vorhanden, welche sich im Scheitelpunkt rechtwinklig schneiden; an dem schmälern steigen vier Emailtäfelchen mit Figuren empor, die breiteren tragen Filigran- und Gemmenschmuck und am untersten Theile halbrunde Schilder mit den Bildern von Fürsten. Ganz oben erhebt sich das (schiefgedrückte) Kreuz, am untern Rande des Reifes hängen gefasste Edelsteine an Kettchen. Der Reif und die Bügel sind in verschiedenen Zeiten entstanden. Dargestellt sind die Fürsten: Constantin Porphyrogenetes, Michael VII. Ducas und Geowitz, Kral von Turcia, die eigentliche Krone ist ein Geschenk des Kaisers Michael, Vater des Constantin, dem Ungarnführer Geysa I. bei einem Friedensschlusse gewidmet (1075). Die Bügel tragen lateinische Inschriften und stammen nach Einigen aus dem 10. Jahrhundert als ein Geschenk des Papstes Sylvester II., welches später mit der griechischen Reifkrone vereinigt wurde, — eine Ansicht, welche übrigens nicht unangefochten dasteht.<sup>1</sup>

Das ungarische Scepter, von der landesüblichen Buzoganform, rührt erst aus dem 12. Jahrhundert her. Es zeichnet sich durch zierliches Filigran aus, wie ähnliche der alte Insignienschatz der Polen zu Czenstochowa enthält. Der Apfel ist von Bergkrystall geschnitten.<sup>2</sup>

Als ein Beispiel von Schmuckgegenständen aus dieser Zeit folgt am Schlusse dieses Capitel die Abbildung eines Armbandes.

<sup>1</sup> Aus der reichen Literatur über die Stephanskrone sind besonders wichtig: Labarté, l. c. II. pag. 12 ff. — De Linas, l. c. I. pag. 326 ff. — Bock, Kleinodien &c. tab. XVI. pag. 76 ff. — Derselbe: Die Ungar. Reichsinsignien VI.

<sup>2</sup> Bock, l. c. pag. 71.

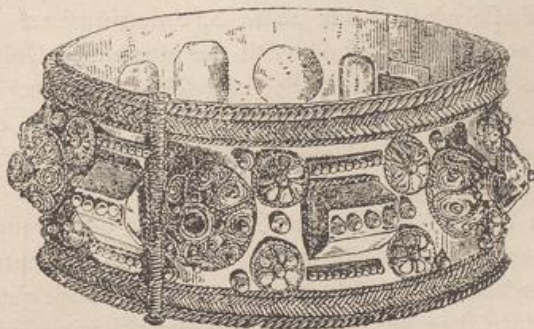


Fig. 79.  
Armband.